



Leseprobe aus Baacke, Die 6- bis 12-Jährigen, ISBN 978-3-7799-3807-1

© 2018 Beltz Juventa in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel

[http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?
isbn=978-3-7799-3807-1](http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-3807-1)

1. Kinder, Kindheit, Lebenswelten

Erinnerungen an die Kindheit

Wer Bücher über Kinder liest, ist selbst kein Kind mehr, hat aber (meist) mit ihnen zu tun: als Mutter oder Vater, als Erzieher, Sozialpädagoge oder Lehrer. Es gibt auch ein vermitteltes Interesse: das des Forschers, der Bücher *über* Kinder schreibt und darum die Bücher seiner Kollegen liest, um aus ihnen zu lernen, zu zitieren oder – häufiger – sich von ihnen zu unterscheiden und abzusetzen. Das Resultat solcher Bemühungen ist im glücklichen Falle eine Aussage von begrenzter Reichweite, im Rahmen einer Theorie gewonnen und primär auf diese hin überprüfbar. Solches Wissen ist notwendig; freilich stellt es nur selten eine Hilfe bei der Annäherung an den eigentlichen Gegenstand der Betrachtung dar, die Kinder.

Ein unvermitteltes Medium für eine solche Annäherung ist unser *Gedächtnis*. In ihm sind Erinnerungen, mehr oder weniger farbig und intensiv, an die eigene, zurückliegende Kindheit aufbewahrt. Daß die Tage der Kindheit „golden“ und von relativer Sorglosigkeit bestimmt seien (in *Goethes Götze* heißt es: „Glückliches Kind! Das kein Übel kennt, als wenn die Suppe lang ausbleibt.“), kann dabei nur der behaupten, dem Nuancierungen verlorengegangen sind und der andere Welten nach denen bemißt, die ihn *jetzt* in Anspruch nehmen mit ihren Gewichtigkeiten und Forderungen. Auch die Erinnerung faßt Kindheit nur im defizienten Modus ihrer gewesenen Gegenwart – wie könnten wir es uns sonst allzuoft erlauben, Kinderfragen als lästig, Kinderkummer als oberflächlich und eigentlich belanglos, Kindertätigkeiten als allenfalls belustigend oder Hoffnungen für die Zukunft machend aufzufassen? Am verständlichsten sind uns Kinder, wenn sie

eine Freude, einen Schmerz mit uns teilen; und gerade dann sind wir am wenigsten geneigt, sie zu beobachten oder sogar pädagogisch zu beurteilen. Doch so unzuverlässig unsere Erinnerungen und Einschätzungen sind, so wichtig sind sie – neben der *Beobachtung* von Kindern und dem täglichen *Umgang* mit ihnen – für eine Erschließung kindlicher Lebenswelten, und das vor allem aus zwei Gründen, wie ich meine: Zum einen stellen sie uns ganzheitliche Situationen und Handlungen vor Augen, reduzieren die Wahrnehmung nicht durch die Verengung auf methodisch überprüfbare Fälle; zum andern wissen wir spätestens seit *Freud*, daß der Mensch, der wir nun sind, in sanften Metamorphosen aus dem Kind hervorgegangen ist, das wir waren: Wir sind sensibel geworden für die Bedeutung von Kindheit. Erinnerungen erschließen nicht nur den Werdegang eigener Subjektivität. Natürlich ist diese eingelagert in Zeiten, Tendenzen, Lebensklimata. Nicht zuletzt darum ist jede Erinnerung von jeder anderen verschieden (wie jeder Mensch auf seiner Einmaligkeit insistieren darf), abgesehen davon, daß es ein *thematisches Arsenal* gibt, in dem noch so unterschiedliche Kindheiten sich wiederfinden. Dazu gehören (auswahlweise): das Wohnen und Erleben; das Spielen; das Arbeiten; die Schule; das „Besondere“. Vor allem anderen stehen natürlich die Menschen, zuerst die Eltern. Immer wieder bemühen wir uns, sie zu charakterisieren und zu beschreiben sowie ihren erzieherischen Einfluß auf uns abzuwägen. Im folgenden wähle ich einige Texte aus Autobiographien aus, die Kindheiten im Zeitraum zwischen 1700 und 1900 darstellen. Zu dem Abstand, den die Erzähler selbst von ihrer Kindheit haben, gesellt sich der zeitliche, den wir von den Erzählern als erwachsenen, sich erinnernden Personen haben. Diese leichte Überfremdung hat den Zweck, die relative Nähe eigener Erinnerungen an der relativen Ferne anderer zu messen unter der Frage: Was eigentlich schließt Kindheiten zusammen, was unterscheidet sie? Ich verzichte dabei auf die Schilderung der Eltern und anderer wichtiger Bezugspersonen, weil diese nicht in Beschreibungen und Situationen aufgeht, sondern allenthalben das erzählerische Gewebe durchzieht. Um *Beziehungen* und ihrer Bedeutung gerecht zu werden, müßte man die Texte ganz lesen. Ich beschränke

mich auf *Situationen der Kindheit*, gerechtfertigt durch die Tatsache, daß diese häufig wie in einer Nuß die Welt von Kindheit evozieren helfen.¹

Wohnen und Erleben

„Zum Verständnisse aber dessen, was ich hierüber [s.c. wichtige Bildungseinflüsse in der häuslichen Umgebung] mitzuteilen habe, muß ich die Leser auf etwas aufmerksam machen, was nicht jedem derselben bekannt sein möchte. Die Werkstatt eines Schmieds in einer Dorfgemeinde vertritt die Stelle eines Casino in den Städten. Der Bauer kommt nämlich nicht nur dann in die Schmiede, wenn er etwas zu bestellen oder das Bestellte abzuholen hat, sondern auch dann, wenn er, was in der Welt Neues vorgeht, hören möchte. Denn er weiß, daß der Schmied von den Fuhrleuten zuerst erfährt, was ihnen auf ihren größeren oder kleineren Geschäftsreisen vorgekommen ist. In unserer Gemeinde aber hatten viele Bauern dem Fuhrwerk sich zugewendet, seitdem die Josephinischen Verordnungen das Loos des Landmanns verbessert, und seitdem sich in der Gemeinde die Industrie bedeutend gehoben hatte. Dieselbe befaßt sich namentlich mit der Bleicherei der Garne und Linnen, wozu die Lage des Orts besonders geeignet war. Derselbe lag nämlich an einem bedeutenden Gebirgswasser, an dessen Ufern zu beiden Seiten sich die schönsten Wiesenplätze befanden. So ergab sich allmählig ein lebhafter Verkehr zwischen der Hauptstadt des Landes und unserer Gemeinde, der nicht ohne Einfluß auf die Gedankenwelt derselben blieb. Sowohl die Handels- als die Fuhrleute brachten allerlei Schriften, die sie für geringes Geld von den hausirenden Juden kauften, von Prag nach der Heimat. Und diese Schriften wanderten dann von Hand zu Hand, von Haus zu Haus. So erzählte mir später mein Vater, daß ein Fuhrmann zu ihm in die Werkstatt getreten sei mit der Anrede: „Schmied, wisset Ihr was Neues? Wir brauchen nicht mehr zur Beichte zu gehen.“ Und auf die Frage des Vaters, woher er diese Neuigkeit habe, gestand er ihm, daß er eine Bibel von Prag mitgebracht habe, in der das stehe. Mein Vater bewog ihn, diese Bibel ihm auf einige Zeit zu leihen. Und es befand sich, daß es eine Bibel mit einem Commentare unter dem Texte war, welcher Commentar aber von keinem Katholiken herrührte.

Bei diesem Vorfalle wie bei vielen andern Vorfällen kam es nun oft zu gewaltigen Debatten, und es war ein Glück für uns und die Andern, daß der

1 Aus praktischen Gründen zitiere ich die Texte nach: I. Hardach-Pinke/ G. Hardach (Hrsg.): *Kinderalltag. Deutsche Kindheiten in Selbstzeugnissen 1700 bis 1900*. Reinbek 1981. Das Buch endet mit einer Bibliographie der herangezogenen Autobiographien, die Aufzeichnungen über Kindheiten im 18. und 19. Jahrhundert enthalten. Es enthält (nach einer lesenswerten Einleitung) 36 Ausschnitte aus unterschiedlichen Kindheitserinnerungen, gegliedert in zwei Teile (18. und 19. Jahrhundert) und geordnet nach bäuerlichen, kleinbürgerlichen, bürgerlichen, adeligen und (im 19. Jahrhundert) proletarischen Kindheiten.

Hufschmied viel besser beschlagen war, als die unwissenden Fuhrleute, die allen Unflath auf der Landstraße aufklaubten, um ihn zu Hause an den Mann zu bringen. Und was der Schmied nicht wußte, das wußten manchmal seine Schulkameraden und Nachbarn, die gewöhnlich ihre Feierabendstunden in unserem Haus bis in die späte Nacht hinein verplauderten. – Mit welcher Aufmerksamkeit hörte ich den Gesprächen dieser Leute zu, und wie leid that es mir und meinen Brüdern, wenn die Mutter uns zu Bett in die Oberkammer transportirte, aus Furcht, es dürfe wohl nicht jedes Wort für die Ohren der Kinder sich eignen!“

(*Anton Günther: Eine Biographie von Peter Knoodt*, Wien 1881, S. 13f.; bei *Hardach-Pinke*, S. 133f.)

Die Darstellung dieses Textes liegt besonders weit zurück und enthält eine Welt, die heute ganz und gar verschwunden ist. Der alte Handwerksberuf des Schmieds wurde im Verlauf der Industrialisierung zu einem Beruf der Industrie mit vielen Differenzierungen (vom Messer- und Kesselschmied bis zum Schlosser); die dörfliche Schmiede gibt es nur noch selten, und ausgestorben sind die Fuhrleute in einer Zeit der Autos und Überlandtransporte.

Ebenso Vergangenheit geworden ist die kommunikative Funktion der Schmiede als Treffort, als Ort des Austauschs von Bestellungen, als Informationsbörse mit Nachrichten nicht nur aus der näheren Umgebung. Die Neuigkeiten waren auch für Kinder interessant; es gab noch keine „Funktionsdifferenzierungen“ in Information, Unterhaltung, Bildung sowie Kinder-, Jugend- und Abendprogramme wie in unseren heutigen Massenmedien, und vor allem: Die Personen waren lebendig gegenwärtig, es war ein lebhafter Austausch von Meinungen, ein Kommen und Gehen, eine spontane nicht geplante „Programmverlängerung“ „bis in die späte Nacht hinein“. *Anton Günther*, 1783 in einem Dorf in der Nähe von Zwickau im nördlichen Böhmen geboren, war von früh auf eingeschlossen in den lebendigen sozialen Austausch, an dem teilzunehmen nicht zur Routine werden konnte. Wir müssen uns aber hüten, solche Ausschnitte zu idyllisieren. Von den zuhörenden Brüdern starben die meisten; von den drei letzten der sechs Kinder, die die Mutter geboren hatte, blieb keines über das vierte Jahr hinaus am Leben. Auch der kundige Schmied, der die Qualität von Neuigkeiten einschätzen und

überprüfen konnte (sein Sohn wird ihn deshalb sehr bewundert haben!), war nicht nur der im Zentrum sozialen Austauschs stehende Handwerker: *Günther* erzählt, der Vater „hatte gegen seinen Willen das Schmiedehandwerk ergreifen müssen und wäre lieber Orgelbauer oder Uhrmacher geworden. Auch hatte er Schwierigkeiten mit den Bauern, seinen Kunden, die im Wohlstand lebten, ihn aber nicht bezahlen wollten.“ (*Günther*, S. 11) Die Situationen der Vergangenheit, die zu erklären wir (auch in unserem eigenen Leben) leicht geneigt sind, enthalten Personen mit Lebensläufen und darin eingeschlossenen Hoffnungen und Enttäuschungen; sie ruhen auf ökonomischen Gegebenheiten, und bis ans 20. Jahrhundert heran stand der Kindertod stets nahe bei der Tür. Aber das *damalige* Kind, *Anton*, wußte davon wenig oder vergaß es doch, wenn es in der zur Straße offenen Schmiede saß: *Dann* jedenfalls waren die Sinne unbeschwert, offen für Neuigkeiten, Histörchen, Abenteuer geschichten oder auch die Politik der Zeit. Es gab keine professionellen Rechercheure und Berichterstatter; die *Glaubwürdigkeit* einer Nachricht lag in der Person, ihrem Verstand, ihrer Weltläufigkeit begründet. Geläufig als Stätten des Erzählens sind uns die Dorfbrunnen, die Wäschereien am Flusse, die Spinnstuben und andere Orte. Während es hier aber primär um Klatsch sowie Märchen und Phantasiegeschichten ging, war die Schmiede ein Ort, in den *Realien* einströmen konnten: Im Gewande der Erzählung erfuhr *Anton* ein Stück sozialer Wirklichkeit seiner Zeit. Welche aufwendigen pädagogischen Arrangements sind heute notwendig, um nur dies zu gewährleisten!

„Eine ordentliche Königsberger Familie legte sich also im Herbste ihre zehn, zwanzig Scheffel Kartoffeln in den Keller. Einige Scheffel Obst wurden im Sommer geschält und aufgereiht und bei dem Bäcker getrocknet. Pflaumen- und Kirschmus im Hause gekocht. Von allen Gemüsearten wurde der nöthige Vorrath im Herbste für das ganze Jahr angeschafft, und in Beeten von grobem Sand, je nach ihrer Art in den Kellern untergebracht, was man Einkellern nannte. In gleicher Weise wurden ganze Fässer voll Sauerkohl und Gurken. Töpfe voll rother Rüben und marinirter Häringe eingemacht, der feinem Früchte und der für Krankheitsfällen nöthigen Gelees und Fruchtsäfte nicht erst zu gedenken. Selbst Kamillen, Hollunder und Kalmus, wurden für vorkommende Fälle im Sommer von den Kräuterleserinnen gekauft, und als Vorrath für den Winter aufbewahrt.

Aber das genügte noch nicht. Allwöchentlich wurde das Roggenbrod zu

Hause angeteigt, mußte zu Hause säuern und besonders bei dem Bäcker gebacken werden. Gab es einen Geburtstag oder ein Fest, so wurde der Kuchen im Hause gebacken. Die Milch kaufte man, wie sie von der Kuh kam, um selbst die Sahne abzuschöpfen, das Bier ließ man in Fässern kommen und füllte es selbst auf Flaschen. Wurst wurde, wenn man es haben konnte, wenigstens einmal im Jahre im Hause gemacht. Schinken und alle Pöckel- und Rauchfleischwaren galten für besser, wenn sie nicht vom Schlächter besorgt waren. Um sich vorteilhafter einzurichten, kaufte man je nach der Jahreszeit halbe Hämmel, halbe Kälber und halbe Schweine. Daß bei solchen Ansichten alles Federvieh im Hause gemästet, im Hause gerupft wurde, daß man die Federn sammelte und sie schleifen ließ, und daß also natürlich auch Alles was irgend möglich war im Hause gestrickt, genäht und geschneidert wurde, braucht nicht erst erwähnt zu werden. Die Grille der Selbstfabrikation ging so weit, daß man die Töchter nicht nur im Schneidern und Putzmachen unterrichten ließ, was in so fern sehr vernünftig war, als es uns geschickt und unabhängig machte, sondern man ließ eine Zeit hindurch auch Schuhmacher in die Familien kommen, um das Schuhmachen zu lernen, um die Damen- und Kinderschuhe im Hause verfertigen zu können.

Wahr ist's, solch ein Haushalten im Großen und Ganzen hatte seine Reize. Es lag ein Vergnügen in dem weiten Voraussorgen, wenn man die Mittel hatte, ihm zu entsprechen.

Die gefüllten Speisekammern und Keller mit ihren Steintöpfen, Fässern, Kästen und Schiebladen, waren hübsch anzusehen. Das Backobst auf den Schnüren, der Majoran und die Zwiebeln verliehen, im Verein mit den Gewürzen, der Speisekammer einen prächtigen Duft, das aussprossende Gemüse in den Kellern reich vortrefflich. Man hatte ein Gefühl des Behagens, wenn nun alles beisammen war. Nun konnte der Winter in Gottes Name kommen! Der Besuch eines unerwarteten Gastes genirte auch nicht im Geringsten. Wie überall, wo man aus dem Vollen wirtschaftet, war man eher geneigt, einmal Etwas daraufgehen zu lassen; und für die Kinder gab es bei all dem Backen und Obsttrocknen, Einkellern, Einkochen und Wurstmachen, vielerlei Vergnügen, auf das man sich im Voraus freute. Die Männer bezahlten in vielen Fällen diese Art der Wirtschaft nur mit mehr Geld als nöthig, die Frauen mit einem Aufwande von Kraft, der oft weit über ihr Vermögen ging, und zu irgend einem nicht auf den Haushalt und die Familie bezüglichen Gedanken, blieb Denjenigen, die wir bei Allem selbst Hand anlegen mußten, wenn ihr Sinn nicht entschieden auf Höheres gerichtet war, kaum noch Zeit übrig. –

Daß nach diesen Angaben eine Königsberger Familie viel Raum haben mußte, daß Keller, Boden, Kammern und ein Hof unerläßlich, daß mehr Dienstboten dafür nöthig waren, versteht sich von selbst. Rechnet man nun noch die fanatische Reinlichkeit meiner Landsmänninnen dazu, für die es damals ein Dogma war, alle Zimmer wöchentlich einmal scheuern zu lassen, eine Gunst, welche den Fluren und Treppen zweimal in der Woche wiederuhr; rechnet man dazu, daß die Spiegel und sogar die Fenster, so lange die Kälte dies bei den Letztern nicht unmöglich machte, wöchentlich geputzt, die Stuben jeden Morgen feucht aufgewischt, und nach dem Mittagessen, wo es thunlich war, noch einmal gekehrt und abgestaubt wurde, so entstanden mit dem nothwendigen Reinhalten der Küche, der Kammern und des vielen für alle diese Vorräthe nöthigen Geschirres, eine nicht endende Arbeit und Unruhe, und eine Athmosphäre feuchter Reinlichkeit, in welcher Orchideen

und Wasservögel, je nach der Jahreszeit, eigentlich besser an ihrem Platze gewesen wären, als wir Menschenkinder.“

(*Fanny Lewald*: Im Vaterhause, Bd. 1, 1. Teil, Berlin 1861, S. 38ff.; bei *Hardach-Pinke*: S. 304f.)

Die Szene ist hier das „ganze Haus“ einer „ordentlichen Königsberger Familie“, und die Erzählerin *Fanny Lewald* (eine bekannte Schriftstellerin des 19. Jahrhunderts) stammt aus einer anderen Sphäre als *Anton Günther*: Sie ist bürgerlich, städtisch. Neben solchen „soziologischen Indikatoren“ gibt es andere: Königsberg und Böhmen sind andere Regionen mit anderen Traditionen; die Schmiede ist primär eine Welt der Männer, die Vorratshaltung im Haus eine Aufgabe besonders der Frauen; der karge Alltag eines kleinbürgerlichen Schmieds steht gegen die Manie einer reichen und reichhaltigen Vorratswirtschaft. In einer Zeit plastikverpackter Nahrungsmittel fasziniert natürlich die Schilderung eines Haushalts, in dem fast alles „selbst gemacht“ wurde, „natürliche Produkte“ frisch verarbeitet sind. Weniger behaglich berührt schon die Reinigungswut, damals Zeichen bürgerlichen Wohlstands, heute eher zur Marotte kleinbürgerlicher Hausfrauen ohne außerhäuslichen Horizont degradiert. Einerseits: Welche Fülle von Reizen und Eindrücken konnte *Fanny* hier sammeln und verarbeiten – nicht nur im Zuschauen, sondern auch im Riechen, Schnuppern, im Probieren, im Planen und Sichfreuen auf „vielerlei Vergnügen“. Andererseits: „Denjenigen, die wir bei allem selbst Hand anlegen mußten“ blieb kaum „noch Zeit übrig“ für andere, nichtalltägliche Dinge – „wenn ihr Sinn nicht entschieden auf Höheres gerichtet war“. Hier spielt *Fanny* auf sich selbst an, die künftige Schriftstellerin: Bereits als Mädchen ging sie nicht auf in diesen hausfürsorgerischen Tätigkeiten; sie interessierte sich früh für schöne, aber unpraktische Dinge, für Genüsse geistiger Art. Auch dafür gab es Räume (vor allem den „Saal“ im ersten Stock, der „nur an Gesellschaftstagen geöffnet“ wurde. Hier war eine verwandelte Welt: „Am Plafont war eine Göttin, ich glaube eine Viktoria oder Fama in gelben Bronzefarben dargestellt (...) auf den Marmorplatten standen blaue Vasen mit Ansichten aus der sächsischen Schweiz, und in der Ecke eine Art

runder Etagère, deren Bretter, sie hatte ihrer drei in abnehmender Größe, zu drehen waren. Man nannte dies Möbel damals eine Servante, besetzte es mit schön gemalten Tassen und kleinen anderen Geräten (...) vor dem Sopha lag ein sehr großer englischer Teppich mit breiter Blumeborte und dann umschloß dieser Saal noch zwei Prachtstücke: eine Tischdecke von grauem Kaschmier, auf der ein großes Hortensienbouquet mit schönen grünen Blättern in petit pont gestickt war, und ein kaum spannhohes rundes Tischchen von grauem Marmor, das auch auf der Servante stand und das, wenn man die geheime Feder drückte, sich aufthut und einen Nähapparat unter einem rosenduftigen, rosaseidenen Kissen enthielt. Hob man den Nähapparat heraus, so lag darunter auf dem Boden ein Blatt in Spiegelschrift geschrieben. Es standen darauf Verse aus dem Tasso ...“ (*Lewald*, S. 60ff.) In bürgerlichem Repräsentanzkitsch wehte für *Fanny* der Atem des Geistes: Noch ein Widerspruch! Natürlich kann man aus diesen Erfahrungen nicht *ableiten*, daß sie später einerseits eine Autorin vielgelesener Trivialromane wurde, sich andererseits gerade in diesen Romanen immer wieder für die Emanzipation der Frau einsetzte; dennoch mag diese gemischte Atmosphäre aus Hausputz, Hauswirtschaft, Salon und Verweisen auf Ästhetisches oder „Tieferes“ für das damals 6- bis 8jährige Kind nicht ohne Bedeutung gewesen sein. Für eine Frau machte *Fanny Lewald* im 19. Jahrhundert eine außergewöhnliche Karriere, und es ist keinesfalls auszuschließen, daß einige der Chancen auch in ihrem Elternhause lagen. Anders bei *Anton Günther*: Auch sein Weg vom Handwerkersohn zum Priester und katholischen Philosophen war ungewöhnlich; aber er läßt sich aus der häuslichen Szenerie nicht fortsetzen. Es waren Gönner, die dem begabten *Anton*, als er 13 Jahre alt war, in der Klosterschule Frei-Tisch und Unterkunft bezahlten und ihn damit in eine neue Welt einwiesen. Heute soll das Schulsystem jeden, unabhängig von seiner Herkunft, gemäß seinen Anlagen und Strebungen fördern; damals mußte eine *personale* Aufmerksamkeit geweckt werden. So unterschiedlich Organisationsformen und Bedingungen sind – die Schwierigkeiten des sozial benachteiligten Kindes sind trotz der Zeitdifferenz erstaunlich gleich geblieben.

Spielen

„Alle Tag dacht' ich dreyimal ans Essen, und damit aus. Wenn mich der Vater nur mit langanhaltender oder strenger Arbeit verschonte, oder ich eine Weile davonlaufen konnte, so war mir alles recht. Im Sommer sprang ich in der Wiese und an den Bächen herum, riß Kräuter und Blumen ab, und machte Sträusse wie Besen; dann durch alles Gebüsch, den Vögeln nach, kletterte auf die Bäume und suchte Nester. Oder ich las ganze Haufen Schneckenhäuslein oder hübsche Stein zusammen. War ich dann müd', so setzt' ich mich an die Sonne, und schnitzte zuerst Hagstecken, dann Vögel, und zuletzt gar Kühe; denen gab ich Namen, zäunt' ihnen eine Waid ein, baut' ihnen Ställe, und fütterte sie; verhandelte dann bald dies bald jenes Stück, und machte immer wieder schönere. Ein andermal richtete ich Oefen und Feuerherd auf, und kochte aus Sand und Lett einen saubern Brey. Im Winter wälzt' ich mich im Schnee herum, und rutschte bald in einer Scherbe von einem zerbrochenen Napf, bald auf dem blossen Hintern, die Gähen hinunter. Das trieb ich dann alles so, wie's die Jahreszeit mitbrachte, bis mir der Vater durch die Finger pfiß, oder ich sonst merkte, daß es Zeit war. Noch hatt' ich keine Cameraden; doch wurd' ich in der Schule mit einem Buben bekannt, der oft zu mir kam, und mir allerhand Lappereyen um Geld anbot, weil er wußte, daß ich von Zeit zu Zeit einen halben Batzen zu Trinkgeld erhielt. Einst gab er mir ein Vogelnest in einem Mausloch zu kaufen. Ich sah täglich darnach. Aber eines Tages waren die Jungen fort; das verdroß mich mehr als wenn man dem Vater alle Küh gestohlen hätte. Ein andermal, an einem Sonntag, bracht' er Pulver mit – bisher kannt' ich diesen Höllensamen nicht – und lehrte mich Feuerteufel machen. Eines Abends hatt' ich den Einfall: Wenn ich auch schiessen könnte! Zu dem End' nahm ich eine alte eiserne Brunnröhre, verkleibte sie hinten mit Leim, und machte eine Zündpfanne auch von Leim: in diese that ich dann das Pulver, und legte brennenden Zunder daran. Da's nicht losgehen wollte, blies ich ... Puh: Mir Feuer und Leim alles ins Gesicht. Dieß geschah hinterm Haus; ich merkte wohl, daß ich was unrechtes that. Inzwischen kam meine Mutter, die den Klapf gehört hatte, herunter. Ich war elend bleßirt. Sie jammerte, und half mir hinauf. Auch der Vater hatte oben in der Waide die Flamm gesehen, weils fast Nacht war. Als er heimkam, mich im Bett antraf, und die Ursache vernahm, ward er grimmig böse. Aber sein Zorn stillte sich bald, als er mein verbranntes Gesicht erblickte. Ich litt grosse Schmerzen. Aber ich verbiß sie, weil ich sonst fürchtete, noch Schläge oben drein zu bekommen, und wußte daß ich solche vedient hätte. Doch mein Vater empfand wohl, daß ich Schläge genug habe. Vierzehn Tage sah' ich keinen Stich; an den Augen hatt' ich kein Häärlein mehr. Man hatte grosse Sorgen wegen dem Gesicht. Endlich ward's doch allmählig und von Tag zu Tag besser. Jetzt, sobald ich vollkommen hergestellt war, machte der Vater es mit mir, wie Pharao mit den Israeliten, ließ mich tüchtig arbeiten, und dachte: So würden mir die Possen am beßten vergehen. Er hatte Recht. Aber damals konnt' ich's nicht einsehen, und hielt ihn für einen Tyrann, wenn er mich so des Morgens früh aus dem Schlaf nahm, und an das Werk musterte. Ich meinte, das wär' eben nicht nöthig; die Kühe gäben ja die Milch von sich selber.“

(Ulrich Bräker: Der arme Mann in Tockenburg. München 1789, S. 24ff.; bei Hardach-Pinke: S. 83ff.)